

Gott keinen Selbstbesitz im Wirken. Obgleich geschöpfliches Wirken stets Verursachen ist, so muß doch das eigentliche Wesen des Wirkens auch auf Gott passen; vielleicht dürfen wir es als Vollzug, und zwar ursprünglich als Selbstvollzug bestimmen. Wie verhält sich nun dieses Wirken zum Sein? Es ist die innere Vollendung des Seins als solchen; erst im Wirken besitzt das Sein sich selbst, hat sich das Sein in seinem Selbst. Dem Sein eignet also wesenhaft Wirkenscharakter. Folglich vollzieht ein jedes Seiende auf die Weise und in dem Maße immer schon sich selbst, wie es am Sein teilhat. Tieferes Hineingraben in das Wesen des Wirkens zeigt weiter, daß es notwendig zwei Wesensmomente in sich trägt, die man irgendwie als Vorstellen (Wissen) und Streben (Wollen) kennzeichnen muß. Erst von ihrer gemeinsamen Wurzel im Wirken her lassen sich Vorstellen und Streben in ihrer Wesensart und in ihrem Verhältnis zueinander bestimmen. Da nun Wahrheit und Güte die Korrelate zu Vorstellen und Streben sind, können sie erst auf diesem Hintergrund in ihrem Wesen, in ihrer Beziehung zueinander und zum Sein begriffen werden. Erst auf dieser Basis wäre eine leztthinnige Begegnung mit der Wertphilosophie unserer Tage möglich.

Die beiden Verf. haben in dem Rahmen, den sie sich gesteckt haben, wertvolle Arbeit an der Klärung der Wertfrage geleistet und so auch der angedeuteten tieferen Auseinandersetzung die Wege bereitet.

J. B. Lotz S. J.

*Siegmund, G., Naturordnung als Quelle der Gotteserkenntnis.*

*Neubegründung des teleologischen Gottesbeweises.* gr. 8° (295 S.) Paderborn 1941, Schöningh. M 7.50.

Der teleologische Gottesbeweis, nach einem bekannten Wort Kants »der älteste, klarste und der gemeinen Menschenvernunft am meisten angemessene« Gottesbeweis, bedarf nach der Überzeugung des Verf. nichtsdestoweniger einer Neubegründung. Gerade, weil er mehr als irgend ein anderer Gottesbeweis die Gegebenheiten der sichtbaren Welt zum Ausgangspunkt nimmt, bedarf seine Grundlage immer wieder der Bewährung an den Ergebnissen der Erfahrungswissenschaft. Das abgekürzte Verfahren früherer Zeiten, denen die Ordnung der Welt eines Nachweises überhaupt nicht bedürftig erschien, kann heute nicht mehr genügen. Wenn andererseits manche, wie etwa Garrigou-Lagrange, den Beweis auf den als a priori einsichtig angenommenen Satz »Omne agens agit propter finem« gründen, so verzichten sie damit auf die gerade dem teleologischen Beweis eigene, auf seiner größeren Anschaulichkeit beruhende besondere Überzeugungskraft. Ganz abgesehen davon, ob die Einwände Ss gegen den genannten Grundsatz berechtigt sind, legt er schon aus diesem Grund allein mit vollem Recht auf den erfahrungsmäßigen Nachweis der Zielstrebigkeit und Zielsicherheit so großen Nachdruck. So bedeutet sein Werk eine überaus wertvolle weitere Entfaltung und Klärung des Weges, wie ihn zuletzt Mausbach (in: *Dasein und Wesen Gottes*, 2. Bd.; vgl. Schol 5 [1930] 151 f.) eingehend dargestellt hat.

Der 1. Teil (20—123) ist der Problemgeschichte von den ersten Anfängen in den Mythen der Griechen bis zur induktiven Metaphysik der jüngsten Vergangenheit und der Physik unserer Tage gewidmet. Dieser geschichtliche Überblick arbeitet gut die Höhepunkte teleologischen Denkens heraus, zeigt aber auch, wie eine unkritische, allzu vermenschlichende oder in platte Nützlichkeitsbetrachtung entartende Zwecklehre mehr als einmal die ganze Zweckbetrachtung als »asylum ignorantiae« erscheinen ließ. Ausführlich kommen zur Behandlung vor allem Platon, Aristoteles, Thomas von Aquin, Suarez,

die Aufklärungsphilosophie, Kant, Hegel, der spekulative Theismus (besonders der jüngere Fichte), Trendelenburg, der Materialismusstreit, Driesch. Diese Abschnitte bringen viele bemerkenswerte Einzelheiten und arbeiten manche Grundgedanken für die systematische Behandlung des Themas schon recht gut heraus. Die Selbstverständlichkeit, mit der Aristoteles überall sinnvolle Ordnung sieht, ist nach S. nicht zuletzt aus der Nachwirkung halbmythischer Motive zu verstehen; als das große göttliche Wesen kann die Natur nichts umsonst tun (34). Bei Thomas vermißt S. einen empirischen Aufweis der Naturordnung; immerhin finden sich bei Thomas im Anschluß an Aristoteles beachtliche Ansätze in dieser Richtung (vgl. In 2 Phys. lect. 13 f.). Dankenswert ist der Hinweis auf die sonst wenig gewürdigte Gedankenarbeit des jüngeren Fichte und Trendelenburg, die beide eine Verbindung des moralischen Gottesbeweises mit dem allgemein teleologischen erstreben und bedeutsame Beiträge zur Überwindung der bloßen Postulaten-Metaphysik Kants geliefert haben. Gegenüber der induktiven Metaphysik wird gut betont, daß sie als solche grundsätzlich innerweltlich bleibt; es ist kein Zufall, daß sie über eine Weltseele kaum je hinauskommt. Sehr beachtenswert ist der lange Abschnitt über »das Finalprinzip in alter und neuer Physik«. S. weist auf die Gefahr hin, daß durch eine allzu uneingeschränkte Anwendung des Zweckbegriffs auch im Bereich des Anorganischen dieser ausgehöhlt werde und zu einer unverbindlichen »Als-ob-Betrachtung« herabsinke. Er warnt auch vor einem vorschnellen, die Analogie des Gesetzesbegriffs nicht beachtenden Schluß von den Naturgesetzen auf einen göttlichen Gesetzgeber.

Die gleiche vorsichtig abwägende, gründliche Art verrät der 3. Teil (133—234), der nach einem kurzen Überblick über den ganzen Beweisgang im 2. Teil die erfahrungsmäßigen Grundlagen des allgemein teleologischen Beweises darlegt und ihre unmittelbare Deutung herausarbeitet. S. beschränkt sich dabei grundsätzlich auf die Zielstrebigkeit im Bereich des Lebendigen. Diese wird mit umfassender Kenntnis der Tatsachen überzeugend nachgewiesen. Die völlige Sinnlosigkeit der Zufallshypothese wird u. a. im Anschluß an E. Beuler mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung am Beispiel der Bildung eines Auges dargetan (197—200). Selbst wenn der Organismus als Maschine aufgefaßt werden könnte, wäre er schon eine echte Ganzheit, d. h. er könnte nicht rein summenhaft aus dem zufälligen Zusammenwirken der Einzelteile erklärt werden, sondern erforderte die Ausformung und Zusammensetzung aller Teile entsprechend der Idee des Ganzen. Nun muß aber die Maschinentheorie, die bloß eine von außen aufgeprägte, ein für allemal festgelegte Zweckmäßigkeit erklären könnte, angesichts der Entwicklung des Lebewesens und der Regenerationserscheinungen völlig versagen. Hier zeigt sich »primäre Zweckmäßigkeit«, d. h. der Weg zum Ziel ist nicht durch bereitliegende Vorrichtungen festgelegt, sondern muß neu gebahnt werden, weil es sich um ein einmaliges, nie oder kaum je wiederkehrendes Geschehen handelt. Ein treffendes Beispiel hierfür ist die Regeneration der Augenlinse beim Molch, dem die Linse — und zwar nur sie — künstlich entfernt wurde (173 f.). In solchen und vielen anderen Fällen ist die »Zukunftsbezogenheit« des Geschehens unverkennbar. Der zu erreichende Endzustand bestimmt von vornherein das Geschehen. Das ist nur dadurch möglich, daß die Idee des Endzustandes als Ziel die Auswahl geeigneter Mittel bestimmt; d. h. es wird eine bewußt-vernünftig handelnde Ursache vorausgesetzt. Wenn der Psychovitalismus die vernünftige Leitung des Geschehens den einzelnen Zellen selbst zuschreiben will, führt das zu einem Gestrüpp unentwirrbarer Rätsel; durch eine »unbewußte Seele«

vollends wird gar nichts erklärt. Den Instinkt zur Lösung machen bedeutet ebenfalls, das Rätsel selber zur Lösung machen; der dunkle Drang des Instinktes ist schon zielgerichtet, ohne selbst das Ziel zu kennen.

Bevor S. den letzten Schritt tut, fügt er im 4. Teil (235—261) eine kurze Betrachtung der Zielstrebigkeit der menschlichen Natur ein. Doch beschränkt er sich hier nach seiner eigenen Angabe auf »Grundlinien«; die Vorarbeiten mit ihren Erörterungen über die besondern Schwierigkeiten des moralischen Gottesbeweises sind nicht im gleichen Ausmaß berücksichtigt wie im 3. Teil. Die aller menschlichen Willkür vorgegebene Ausrichtung auf ein Ziel tritt besonders in der Gewissensforderung hervor. Die Unbedingtheit dieser Forderung weist auf eine absolut fordernde Persönlichkeit hin.

Der letzte Teil bringt nach Ablehnung übertriebener Forderungen an den Beweis den eigentlichen Schluß auf Gott. Dabei gibt S. zu, daß aus der endlichen Weltordnung nicht unmittelbar auf eine unendliche Weisheit geschlossen werden kann; Gott hätte — per impossibile — einen zweiten Gott schaffen müssen, hätte er in seiner Schöpfung seine unendliche Weisheit als solche in Erscheinung treten lassen wollen (280). Darum bedarf der Beweis zur Ergänzung des Kontingenz-Gedankens. Auch wenn als unmittelbare Ursache eine endliche Intelligenz angenommen wird, ist ein absoluter persönlicher Geist als Seinsgrund für diese Intelligenz erforderlich.

Das Werk S.s ist ohne Zweifel ein sehr bedeutsamer Beitrag zur Frage der Gottesbeweise, nicht zuletzt durch die behutsame Art der Beweisführung, die sich ebensowohl von vorschnellen Schlüssen wie von übertriebenen Bedenklichkeiten frei hält. Es scheint aber die völlige Ablehnung der apriorischen Begründung des Zielstrebigkeitssatzes (*Omne agens agit propter finem*) zu weit zu gehen. Gewiß bedarf die Wirkursache keiner »nachträglichen«, »sie überbauenden« Richtungsbestimmtheit durch die Zielursache (69; 52); aber der Sinn des Satzes ist ja gerade der, daß die der Wirkursache eigene, wesensnotwendige Richtungsbestimmtheit in tieferer Schau eine Zielbestimmtheit ist; nicht als ob damit das naturhafte Wirken notwendig als Mittel zu einem weiteren Ziel erklärt würde; aber das unmittelbar erreichte Ergebnis ist letztlich nur möglich als beabsichtigtes Ziel. — S. beschränkt seine Betrachtung — methodisch nicht zu Unrecht — auf die sicherlich viel leichter als zielbestimmt nachzuweisenden Fälle einer mehrgliedrigen Zweckmäßigkeit, wo offenbar eine Anpassung von Mitteln an ein entferntes Ziel vorliegt. Darum ist es auch methodisch berechtigt, den Schluß aus der elementaren Naturgesetzlichkeit in der leblosen Natur als — namentlich für rein naturwissenschaftlich eingestellte Leser — weniger beweiskräftig beiseite zu lassen. Aber die philosophische Erörterung der Frage sollte dadurch nicht abgeschnitten werden. Ähnliches gilt wohl auch von der Ordnung des Weltalls; wegen der Größe der Ausmaße mag die Feststellung echter Zielbestimmtheit hier schwieriger sein (73). Ist uns dadurch die Lösung der Frage, ob hier Vernunft waltet, ein für allemal versagt?

J. de Vries S. J.

*Krudewig, Maria, Vom Stand der Psychologie des Gefühls und von ihrem bleibenden Ertrag* (Neue deutsche Forschungen 308). gr. 8° (139 S.) Berlin 1942, Junker und Dünnhaupt. M 6.—.

Das Gefühlsvermögen scheint schon vor Tetens zuerst Sulzer in seiner Eigenart erkannt zu haben. Gegenwärtige Arbeit behandelt viele Fragen, die für die empirische Psychologie wesentlich sind, nicht, wie